

INS FLEISCH

CHAMISSO-POETIKDOZENTUR 2021

Varrrt

Zur Lyrik Paul-Henri Campbells

Christian Lehnert

Im Haus eines Nachbarn in meinem Dorf am Erzgebirgshang hockte bis vor wenigen Jahren in der Stube in einem fahrbaren Stuhl der Onkel. Seine Hände und Beine waren steif und kalt, nur die Augen bewegte er noch, langsam von links nach rechts und wieder zurück, hin und her, aber es war ungewiß, was er sah. Der Landarzt war ohnehin erstaunt, daß der Alte noch lebte, und erweckte mit seinen schnellen Handlungen an ihm den Eindruck, ihn nicht mehr recht in seinen Bereich zu zählen, zu den menschlichen Körpern mit Gebrechen. Er rieb ihm Wundstellen mit Franzbranntwein ein, spritzte manchmal Antibiotika. Der Onkel zeigte keinerlei Schmerzempfindung.

Wenn er gefüttert wurde, aß der Alte, kaute, was es gab, so genau und gleichmäßig wie ein mechanisches Spielzeug. Es war nicht erkennbar, ob ihm etwas schmeckte. Er nahm auch keinen Anteil an dem, was im Raum geschah – aber es würde, so der Nachbar, nachts eine Stimmung von ihm ausgehen, die tief beruhigte und gut schlafen ließ. Ob der Onkel selbst schlief, wußte niemand. Seine Augen schloß er selten, sie huschten auch nachts hin und her. Aber wer weiß, was er tat, wenn es stockdunkel war und keiner ihn sah?

Manchmal gab er Laut, immer dasselbe schnarrende „Arrrr“, ohne Modulation, ohne äußeren Grund und ohne Sinn, so wie eine Fußbodendiele unvermittelt knarrt, wenn es im Frühjahr warm wird.

Er war von der Ostfront heimgekommen, als diese schon mitten in Preußen stand, mit einem Loch im Hinterkopf, verdeckt von einer runden Metallplatte, die er stolz zeigte: Sein stahlveredelter Schädel. Die Mädchen durften die körperwarme Zier berühren, als er noch zum Tanz ging.

Das Loch darunter aber war ein unsichtbarer Strudel, der beständig Durst hatte. Dieser Trichter trank die Wörter leer, bis sie nur noch trockene Hüllen waren, die der Onkel gleichförmig sprach, ohne Regung und Betonung. Irgendwann zerfielen ihm die aufgereihten Lautkokons, und er verstand keine Sätze mehr, die sich nicht aus den einzelnen Wortbedeutungen ergaben. „Mutter kocht Kartoffeln“, das verstand er. Aber er wußte nicht weiter, wenn ihn jemand fragte: „Was kocht deine Mutter?“

Das Loch verschluckte nach wenigen Jahren immer schneller Wörter, ganze Wortgruppen. Sie standen ihm plötzlich nicht mehr zur Verfügung, und mit ihnen schien sich sein Interesse an der Welt zu verlieren. Er hörte ganz auf zu sprechen. Bald reagierte er auch nicht mehr auf äußere Zeichen, auf Fotos, auf seinen verzierten Bierhumpen, auf die Trockenblumen aus dem ersten Kriegssommer. Sogar Gerüche schien er nicht mehr zu kennen und reagierte gar nicht auf den Qualm aus der Aschenklappe, wenn an warmen Wintertagen der Ofen schlecht zog. Seine Finger wurden starr, seine Beine wurden hart. Er verholzte. Seine Haut umschloß ihn wie ein Insektskelett. Aufgestellt, als sei er ein Schränkchen, saß er im Winkel am Fenster

in der Stube, saß dort, als die Mutter starb, als die Geschwister starben, nun bewohnte der Neffe das Haus mit dem Onkelrest. Der war ein aufwendiges Inventar.

„Arrrr...“

In die Tiefe eines solchen Lautes führt uns die Lyrik Paul-Henri Campbells. Sie geht auf direktem Wege, ja sie fällt in eine Sprachlosigkeit, die grundstürzend ist wie die im versehrten Kopf des greisen Onkels. Campbells Sprachnot hüllt sich jedoch gar nicht in Schweigen, sondern sie artikuliert sich, in Wortakrobatik und betörend klaren Bildern, virtuos, hochgebildet, doch zugleich in einem Sprechen, das bei einem Nullpunkt ansetzt und diesen verstörend in sich weiterträgt.

„Arrrr...“

Dort entstehen erst die Worte auf ganz unsicherem Grund. Dort sind Sprachgrenzen noch nicht festgelegt, dort gibt es kein Englisch oder Deutsch, nur Satzpartikel, Wörter. Auch diese zerfallen permanent, ordnen sich neu, bilden Muster und erkunden den Raum, aus dem sie stammen, die Stille vor den Worten.

Der Görlitzer Schuster-Mystiker Jakob Böhme schrieb im Jahre 1612 in seinem großen Schöpfungsentwurf der „Morgenröte im Aufgang“ von einer Art kreativem Nichts. Später nannte er es „Ungrund“, ein „ewig Nichts“. In diesem „Nichts“ regte sich, so Böhme, eine Sehnsucht, ein Vermissen. Dieses Sehnen wäre eine „Leere“, weil es eben nur ein Sehnen wäre und kein Dasein. Es hätte „keine Stätte, so es sich finde“. Es wäre nirgends und überall. In ihm entstünde erst der Wille, daß etwas sei – als Schöpfungskraft.

Solcher Ungrund liegt jedem poetischen Sprechen zu Grunde, denn Verse entstehen aus einem Mangel an Worten, einem Vermissen, und dieses versuchen sie zu füllen – mit Wörtern und Bildern und Klängen, die es noch nicht gibt.

Der poetische Ungrund in den Gedichten Paul-Henri Campbells hat eine Eigenart. Er ist unsprachlich, aber er ist körperlich. Er ähnelt in seiner Fremde, die im eigenen Inneren aufbricht, einem physischen Schmerz. Der Dichter, aufgewachsen mit einem Herzfehler, erkundet immer neu die Unabgeschlossenheit und Fremdheit des eigenen Körpers. Seine Gedichte sind grundiert vom Ungrund eines Leibs, der früh als medizinisches Objekt erlebt wurde, als Schmerzort, als unzuverlässige Stätte. So geht in seinen Gedichten vielfach der Laut dem Wort voraus und der Atem dem Sinn. Manche seiner Verse ähneln den unwillkürlichen Geräuschen, die der Körper in Schmerz und Lust hervorbringt – Ausdrucksformen, wo Passion und Passivität nicht zu trennen sind von dem, was hervorgebracht und artikuliert wird. Einzigartig sind die poetischen Erkundungen Campbells entlang der Übergänge von Natur und Maschine, Eigenem und Fremdem, Aktivität und Erleiden, erfahren am eigenen Leib, am „herzensgrund und -abgrund und herzensschwund und schrund“. Dort arbeitet nicht die Metapher, sondern ein pumpender Apparat, ein Fremdkörper, und die Gedichte erlangen die Präzision von Kanülen.

Paul-Henri Campbell, geboren 1982 in Boston (USA), schreibt Lyrik auf Englisch und Deutsch, die Sprachen durchdringen sich, sie tauchen zurück an einen Ort, wo sie sich noch nicht unterscheiden, bis in die Ursprache der Kindheit, wo die Wörter die Erscheinungen erst eröffnen und sich mit ihnen die Welt formt. Nicht um Übersetzungen, um Sprachinterferenzen geht es ihm, nicht um das Spiel mit Bedeutungen, sondern um eine kreative Ursprachlichkeit. Das erste Sagen, die ersten Laute, die in der Welt „Mamam“ und „Da“ und später „Hund“ und „Baum“ werden lassen, haben noch keine Sprachgrenzen. Die Mehrsprachigkeit in Campbells Werk ist keine schlichte Addition von Aussagemöglichkeiten, sondern ein gärendes

Gemenge. Im Werden, in Dämmerungen sind seine Verse zu Hause, als Zeugen von immer nur vorläufig abgegrenzten Phänomenen unserer Wirklichkeit. So gesehen sind seine Verse auch Utopien. Sie erzählen von einer Welt, die nicht in Gegebenheiten und Fakten aufgeht, sondern stets mehr ist als sie ist. Wirklich am Leben ist in ihr nur der, der mit dem Unvorhersehbaren rechnet und der staunen kann.

Liquide erscheint auch das sprechende Ich, es schert sich nicht um Normen und Hoheitsgebiete, denn diese hat es längst verlassen. Campbell führt uns vor, wie brüchig die in Worten sortierte Wirklichkeit ist und wie etwa „Gesundheit“ und „Selbstbestimmung“ ebenso Abstraktionen sind wie Nationen, abgegrenzte Kulturräume und Sprachnormen. Und so tritt in seinen poetischen Ungrund, ein „einhauch“, ein Atem, der etwas findet, der mehr ist als Können und Handwerk, der etwas zu tun hat mit Inspiration: „lungensilbe sprich lungensprache ruach wie dampf & nebel aspiriert ... ist lehre vom einhauch & odem aller lungen zusammen“.

Mit solchem „einhauch“ kehre ich zurück zum Onkel, denn eines Tages geschah etwas Merkwürdiges, das Campbell, der ja auch katholischer Theologe und klassischer Philologe ist, interessieren würde. Das „Arrr“ des sprachlosen Alten wandelte sich, und ein Rest oder ein Anhauch von Sinn trat ein. Woher? Aus der Erinnerungstiefe?

Denn einmal bat mich der Nachbar sonntags in der Frühe in seine Wohnung – ein ungewöhnliches, für die alteingesessenen Bauern fast unschickliches Ansinnen, holte man doch andere nicht in seine Stube, solange sie nicht fast zur Familie gehörten. Ich sei doch Theologe, er müsse mir etwas zeigen. Wir warteten auf das Geläut eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes im Dorf.

Als die tiefste Glocke zu schlagen begann, flüsterte der Alte vernehmlich: „Vaterrr...“ Seit einigen Wochen würde er das plötzlich tun, erzählte mir der verstörte Nachbar, und er verband das mit unruhigen Fragen: Ist der Onkel vielleicht wacher, als sie immer dachten? Stellt er sich nur stumm, aus einem Mangel an Sprechbedürfnis, und hörte dafür umso genauer hin? Und weiter: Ist er gar gläubig? Noch von weit früher aus der Vorkriegszeit her, als er zwei Jahre lang jeden Mittwoch zum Konfirmandenunterricht im Pfarrhaus über den Hügel lief?

Am nächsten Sonntag waren wir wieder bei dem Onkel, setzten uns neben ihn auf zwei Melkhocker und warteten. Seine Augen liefen hin und her. Er schien uns nicht zu bemerken. Wir schwiegen. Nach einigen Minuten ertönte die Glocke, sehr deutlich in der Stille zu hören. Aus dem Mund des Onkels drang ein etwas moduliertes Schnarren: „Varrrrrt...“

War die Wortähnlichkeit nur Einbildung? Wir waren unsicher. Bis zum nächsten Mal mußten wir nur drei Tage warten, dann war Buß- und Betttag. Als die tiefe Glocke über den Hügel hin tönte, war nun sofort deutlich wieder ein „Vatrrrr...“ zu hören.

Spielte er mit uns? War es ein letzter Kommunikationsversuch? Wußte er, was er sagte, wenn er „Vater“ flüsterte? Nach Jahrzehnten Schweigen? Könnte sein wirklicher Vater gemeint sein? Der in den letzten Kriegstagen des Ersten Weltkrieges an der Westfront gefallen war, als der Onkel gerade einmal drei Jahre zählte, und von dem in der Familie nie gesprochen, der nie ausdrücklich vermißt wurde, das Vaterschweigen? Oder war es, wie der Nachbar meinte, die Metapher, der Gebetsanfang des „Vaterunser“?

Damit aber hörten die Fragen für mich nicht auf, ich trug sie herüber in mein Haus: War er, der nichts sonst mehr sprechen und wohl auch denken konnte, womöglich ein Betender? Einer

aber, der gar nicht mehr wußte, was ein Gebet sei und nur eine Lautfolge aussandte, wohin?
Einen Atemzug ins Offene?

Und weiter ratterten die Fragen in mir: Was haben die letzten oder ersten Sinnfragen zu tun mit Sprachkenntnissen, mit Prozessen im Gehirn, mit Informationsverarbeitung und verschalteten Nervenzellen? Gab es in dem Alten, der nicht mehr sprach und wohl nicht mehr sprechen konnte, einen elementaren Sinnbestand, der so ursprünglich war wie sein Körper selbst? Eine verkörperte Sprache? Zumindest in dem einen Wort?

Ganz an den Ursprung müssen wir zurück, wollen wir Dichtung verstehen, in ein erstes oder ein letztes Wort, in den Ausdruck des nackten Daseins, wo es sich öffnet für das eigene Geheimnis.

Und weiter, und nun mit den Worten des Dichters:

von dir

anonymus anonymus

gesogen *the sea's a thief*

tief was wissen die Wunden schon *whose liquid (s)urge*

vom blut im stummen strom der stimmen

tröpfelnd *resolves* resolve resolvere

17.11.2021